

(Nachdruck verboten.)

## 66] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

„Ich wüßte keinen, der sich ihm vergleichen könnte,“ antwortete Sabine, indem sie ein wenig roth wurde. „Der muß jedem Mädchen gefallen. Welch' stolz gebietende Mannheit!“ Sinnend schaute sie in die Weite und bemerkte nicht, daß Gabriele sie mit fast drohenden Augen beobachtete. „Du bist närrisch geworden,“ sagte Gabriele kalt.

Unterdessen waren die Abgesandten der Bauernschaft vor Rätze und Ausschuß getreten, welche in dem großen länglichen Saale versammelt waren, in dem vor noch drei Wochen die neugewählten Körperschaften den Amtseid geleistet hatten. Die Rathsherren trugen alle die lange schwarze Amtstrobe und das flache schwarze Barett. Georg Vermeter, der Bürgermeister, nahm den erhöhten Steinisj ein; auf den um eine Stufe niedrigeren Schöffenbänken zu beiden Seiten hatten die dreizehn Mitglieder des Inneren Rathes Platz genommen; vor den steinernen Schranken auf eichenen Bänken an den Wänden entlang rechts der Neußere Rath, links der Ausschuß. Für die Gesandten standen innerhalb der Schranken Stühle mit hohen Lehnen bereit.

Florian Geyer begrüßte die Versammlung mit ritterlichem Anstande und begann von der Bedeutung des zu schließenden Bündnisses zu reden. Er sprach schlicht und klar, aber mit großem Ernst und Nachdruck.

„Als Freunde und christliche liebe Brüder vereinigen wir uns,“ so sprach er, „um einen Vertrag, der vor allen Dingen dahin sich erstreckt, daß das göttliche Wort, das heilige Evangelium, frei, lauter, klar, ohne menschlichen Zusatz gepredigt und erhalten werde. Es darf nicht gestattet werden, daß seine Feinde dasselbe fernerhin unterdrücken; denn nur so wird auch der einfältige Mann zur rechten Erkenntniß desselben kommen. Der arme, gemeine Mann ist aber seit langer Zeit mit ungewöhnlichen, unziemlichen Diensten, Frohnen, Lasten und Beschwerden überhäuft worden, wie Ihr am besten wissen werdet. Damit aber auch der Arme sein Brot erwerbe und nicht an den Bettelstab gewiesen werde, so ist es der Wille unserer Bruderschaft, daß bis zum Ausgang der Sachen denselben niemand zu bedrängen wage. Nicht Zins, Gült, Rente, Handlohn, Hauptrecht, Zehnter oder dergleichen werde gegeben bis zur Reformation durch das Evangelium. Was dieses umstößt, soll umgestoßen bleiben, was dieses aufrichtet, soll aufgerichtet bleiben. Wir haben dieses wohlüberlegt beschloßen, damit die Sache desto eher zum Austrag kommen möchte.“

Da rauschte es auf durch den Saal; auf den Bänken des Ausschusses ertönte Weisfall, auf denen der Rätze Seufzen, Murren, Widerspruch. Florian Geyer erhob seine Stimme und erklärte, daß es keinesweges die Absicht der Bauernschaft sei, die Bürden des Volkes ganz aufzuheben; es sollten vielmehr in jeder Stadt Rath, Ausschuß und Gemeinde über das, was zur Erhaltung der Stadt notwendig sei, sich verständigen und so viel als Steuer festsetzen. Auch wolle die Bruderschaft nicht, daß die Obrigkeit einer Stadt ihres Amtes, das sie bisher mit dem Willen der Gemeinde ausübte, entsetzt werde. Es solle ihr vielmehr gehoramt werden und wer dawider handle und sich empöre, der werde nach Erkenntniß der Hauptleute des hellen Hauses scharf gestraft werden. Wenn aber eine ganze Gemeinde gegen ihren Rath Aufruhr erhöhe, so werde ihm die Hilfe der verbündeten Bauernschaft nicht mangeln.

Er schloß: „Die Güter der Geistlichen dürfen nicht muthwillig zerstört werden, sondern man soll einige redliche Männer verordnen, die sie unter der Aufsicht des Rathes und der Gemeinde einziehen und verwahren, so vortheilhaft wie es nur sein kann, und zwar zum Nutzen der ganzen Bruderschaft. Doch bedenket aber, daß auch die Geistlichen Christenmenschen sind. Es ist unrecht, sie mit schänden Worten und unbilligen Handlungen zu kränken. Ihr dürft sie nicht ganz an den Bettelstab weisen, sondern so viel müßet Ihr ihnen zutheilen, als zur Lebensnahrung gehört.“

Bürgermeister und Rätze stanken in einer argen Klemme.

Da sie kein Handwerk betrieben, sondern auf ihre Einkünfte aus ihren Gütern angewiesen waren, wovon sollten sie leben, wenn keine Gülten, Zehnten und Rentenbriefe mehr bezahlt würden? Gegen das Bündniß mit dem fränkischen Heere sich zu wehren, fühlten sie sich zu ohnmächtig. Wohin sie auch die Blicke wendeten, es schaute nur das eine Gute aus der Bruderschaft heraus, daß dieselbe, wie Florian Geyer versprochen hatte, Menzingen und dessen Partei hindern würde, ihre Macht umzustürzen. Vor dem Schwäbischen Bunde, dessen Mitglied die Stadt war, konnte man sich wohl durch den Zwang der Nothwendigkeit rechtfertigen.

Der Schultheiß Bezold kam ihnen zu Hilfe: Es stehe nicht in der Macht der Gesandten, den Artikel über die einseitige Aufhebung der Zehnten und Zinsen zu verändern, erklärte er und bat sie, ihn nicht zu schwer zu nehmen. „Denn es läßt sich voraussehen,“ fuhr er fort, „daß die Sache bald verglichen wird. Nicht deswegen haben wir den Aufruhr begonnen, daß gar keine Gült oder Rent mehr gegeben werde, sondern daß man sich nach der Billigkeit darüber vergleiche. Alles zu verweigern, wäre nicht christlich. Wir ersuchen Euch, drei oder vier aus Eurer Mitte zu uns zu senden, damit sie in unserem Rath eine Stimme haben. Das würde Eure Sachen fördern. Sollte sich der Krieg in die Länge ziehen, so werden die Hauptleute und Rätze ein Mittel finden, die harte Sache zu mildern. Auch andere Herrschaften und Herren vom Adel, denen es sehr beschwerlich war, haben sich gefügt. Wenn wir eigenmächtig etwas ändern, so würde man uns bei der Rückkehr im Lager die Köpfe abhauen.“ Einen letzten Trost gewährte er ihnen durch die Beteuerung, daß sie mit dem wegen der Weinsberger That gesürchteten Haufen der Odenwälder und Neckarthalen nur so weit verbündet würden, als sie, die Franken, es wären.

Darauf ergaben sich Bürgermeister und Rath schweren Herzens und nahmen sammt dem Ausschusse durch Abstimmung die Artikel der Bauernschaft an. Auch die beiden Geschühe nebst Stüdmeister und allem Zubehör, welche die Gesandten verlangten, wurden bewilligt. Zum Schlusse beantragte Florian Geyer, einen Tag anzuberaumen, an dem Rath, Ausschuß und Gemeinde die Pflicht der Bruderschaft den verbündeten Bauern schwören und dagegen die Gesandten in deren Namen den Eid der Treue ablegen sollten. Es wurde dazu der nächste Morgen angesetzt.

Die Wahl der städtischen Vertreter ging nicht glatt von statten. Denn in der Befürchtung, als Sündenbock dienen zu müssen, wenn die Sache schief ging, wollte keiner die Wahl annehmen. Der eine entschuldigte sich mit der nahen Niederkunft seines Weibes, ein anderer, weil er als Junggeheile zu solchen Dingen nichts nütze sei. Die Anhänger der alten Partei erklärten, daß sie sich lieber in den tiefsten Thurm werfen lassen wollten. Stephan von Menzingen lehnte die Wahl ab, weil er argwöhnte, daß man ihn auf diese Weise aus der Stadt entfernen wollte, was er allerdings nicht verlaublich fand. Nur der Altbürgermeister Ehrenfried Kumpf, stets um das Wohl seiner Vaterstadt redlich bemüht, nahm die Wahl an, obwohl auch seine Gattin ihrer Entbindung demnächst entgegen sah. Er verlangte jedoch ausdrücklich einen Gefährten vom Rath, und so wurde ihm der junge Spelt beigegeben. Man ließ es bei diesen beiden Vertretern der Stadt sein Bewenden haben.

Georg Vermeter befaßte jetzt, die Boten der Landgemeinden, die schon lange auf dem Flur warteten, in den Saal zu rufen. Es waren durchweg ältere und schon bejahre Männer, unter ihnen der Dorfmeister Wendel Haim und Jörg Buchwalder aus Ottenhofen. Die Jugend war bei den Fahnen. Florian Geyer stieg auf eine Bank und, wie vorhin zu den Bürgern, so sprach er jetzt, nur noch verständlicher und eindringlicher, zu den Bauern, nachdem er ihnen den Bund mit der Stadt angezeigt hatte, von den einzelnen Bedingungen des Vertrages und ermahnte sie, dem zu gehorchen, was Rath und Gemeinde zur Handhabung des Rechts, des Friedens und des allgemeinen Besten beschließen würde. Er rieth ihnen, in allen Dörfern und Weilern Hauptleute zur Aufrechterhaltung der Ruhe zu wählen und empfahl ihnen, durch die Flurer streng Acht geben zu lassen, daß an Aedern, Wiesen, Weiden und Wäldern kein Schaden geschähe.

Die Bauern hörten mit gespannten Blicken in lautloser Stille zu, und war aus ihren Mienen nicht zu entnehmen, welchen Eindruck die Rede auf sie machte. Sie blieben auch stumm, nachdem Herr Florian von der Bank gestiegen war. Als nun der Bürgermeister sie aufforderte, sich zu äußern, wenn sie etwas zu bemerken hätten, da richteten sich wie auf Verabredung alle Augen auf Jörg Buchwalder, welcher der älteste von ihnen war. Dieser räusperte sich, strich sich langsam rückwärts über das graue Haar und sagte, seine etwas gebeugte Gestalt aufrichtend: „Ehrsame, günstige, liebe Herren! Es ist halt so, daß uns der Bund mit unseren fränkischen Brüdern recht anstehet. Und wir getrösten uns, daß sie und unsere eigenen Brüder und Söhne die Wehr, zu der sie um unser aller großen Noth willen gegriffen haben, nicht eher aus der Hand legen werden, als bis alles zwischen uns und den Herren ist geschlichtet und geordnet nach der Gerechtigkeit.“ Dazu nickten die anderen ernst und bedächtig und Georg von Bermeter entließ sie mit dem Gebot, am anderen Morgen 500 bis 600 Mann in Harnisch und Wehr zu Gattenhofen an der Straße nach Würzburg zu stellen, um die Geschütze der Stadt zu geleiten.

Ungeachtet vorsichtig auftretend, wie sie in den Saal gekommen waren, entfernten sie sich. Sebastian Raab und der lange Lienhart folgten ihnen, um ihren Bekannten die Hand zu drücken. Vor dem Rathhause trafen sie mit Buchwalder und Wendel Haim zusammen, auf den Kaspar Etschlich gewartet hatte. Hans Kreher kam dazu und lud sie alle zu einem Trunk in seinen Rothen Fahnen ein. Die beiden Bauern entschuldigten sich, sie müßten ohne Verzug nach Hause, um die Geleitsmannschaft für die Geschütze zu bestimmen. Kaspar, dem der lange Lienhart fast den Arm aus dem Gelenk schüttelte, horchte hoch auf. Er wollte Haim nach Ohrenbach begleiten und lehnte den Trunk deshalb ebenfalls ab. „Nix da,“ widersprach der lange Lienhart. „Solch Unkräutlein wie Du muß rechtschaffen begossen werden, damit es einen ordentlichen Wachstum kriegt.“

Kaspar maß ihn mit blinzelnden Augen von Kopf bis Fuß und verjegte trocken: „Man merkt's an Dir, daß es hilft.“

„Gott erhalte Dir Dein verhauenes Maul, Brüderlein,“ lachte der riesige Kriegsgeselle und sagte Kaspar unter den Arm, um ihn mit sich zu ziehen. Der Tuchsheerer aber sträubte sich. Der andere ließ ihn fahren, indem er mit einem schlaun Gesicht rief: „Ist das ein Kerl! Es brennt und er will nit löschen. — Nu, dann grüß' dem Simon seine Leut' von ihm; seine Haut ist halt noch so heil, wie er sie von Haus mitgebracht hat. Und dem Maidelin sag', daß uns diesmal der Rosenbergn nit auswischen soll. Wir haben ihn fest auf dem Marienberg.“

„Aber Ihr habet den Marienberg nit,“ spottete Kaspar und entfernte sich mit Wendel Haim, wandte sich jedoch noch einmal um und rief: „Ich seh' Dich noch ehender, als Du abreitest.“

Ja, das Feuer brannte immer noch in seinem Herzen. Allein wohl that es ihm nicht. So oft er auch Sonntags nach Ohrenbach gewandert war, so hatte er doch bisher aus dem Verhalten seiner hübschen Base kein Wahrzeichen zu erspähen vermocht, daß sie ihm anders als schweherlich zugehan sei. Sie hatte ihn gern, wie auch der Oheim, die Bäuerin und ihre Kinder über seine Besuche sich freuten. Er war ja immer so lustig — um seine unerwiderte Liebe zu verbergen. Nachgerade begann er sich wie unsinnig vorzukommen, daß er immer wieder nach Ohrenbach lief, wo seiner nichts als Schmerzen warteten. Er wollte ein Ende machen, zumal Käthe weder seines, noch überhaupt eines Schutzes mehr bedurfte, weshalb auch ihr Bruders Andreas auf seine Pfarre zurückgekehrt war und nur noch dann und wann zu einer Predigt nach Ohrenbach kam. Im äußersten Nothfalle wäre ihr Konz Hart schneller zur Hand gewesen als er. Denn Konz Hart war nach Abzug der Rothenburger Mannen in Ohrenbach zurückgeblieben und Käthe hatte ihn in Dienst genommen. Mit seiner und Friedel's Arbeit ging die Landwirtschaft unter ihrer festen und umsichtigen Leitung so ruhig weiter, als ob ihr Bruder Simon nicht abwesend gewesen wäre. Sie hatte überhaupt schon längst nichts mehr für ihre Sicherheit zu befürchten. Der Schultheiß von Endsee hatte bei dem allgemeinen Aufstand Bedenken getragen, die Verlegenheiten des Rathes zu vermehren, indem er nach Käthe greifen ließ. Aus demselben Grunde hatte er es auch in der Angelegenheit des Pfarrers Bodel bei einem wirkungslosen Mandat an die Gemeinde, den

Vertriebenen wieder aufzunehmen, bewenden lassen. Aufgehoben war ja nicht aufgehoben. Das war ihm freilich nicht in den Sinn gekommen, daß ihm ein gleiches wie dem Pfarrer geschehen könnte.

Als Kaspar aus seiner Grübele, in der er neben dem Dorfmeister herging, einen Blick auf das Schloß richtete, das sonst ein so schönes Wahrzeichen der Landschaft gewesen war, sah er nur noch rauchgeschwärzte Ruinen den Wald überragen. Die Marodebrüder von der Tauber hatten nach ihrer Entfernung aus Rothenburg mit Feuer und Schwert an das Schloß von Endsee gepocht und es verwüstet wie später Siebelstadt. Dem Schultheiß Bernizer hatten sie freien Abzug nach Rothenburg gewährt, wo er schon vorher dem Pfarrer Bodel durch seine Vermittelung die gerade erledigte Kaplanstelle an der Marienkapelle auf dem Kapellenplatz verschafft hatte. Der ehrwürdige Herr hatte dort nichts weiter zu thun, als täglich eine Frühmesse vor den 12 bis 14 Pilgrimen und armen Leuten zu lesen, welche in dem mit der Kapelle verbundenen Seelhaus drei Tage lang frei Obdach, Holz, Salz und Licht erhielten. Apollonia war zu ihrem Kinde nach Reichardt'srode gezogen.

Als Kaspar mit Wendel Haim in Ohrenbach ankam, hatte er sich zu einem festen Entschluß durchgegrübelt. Es sollte dieses sein letzter Martergang sein. Er bestellte dem alten Neuffer, der mit Nachbarn auf der Bank unter der Linde saß, nur sichtlich den ihm durch den langen Lienhart aufgetragenen Gruß Simon's und ging nach dem Gehöft, es Wendel Haim überlassend, das Bündniß mit dem Fränkischen Heere und was damit zusammenhing, ausführlich zu berichten. Der kleine Martin und sein Schwesterlein, die auf dem Dorfplatze spielten, kamen mit lachenden Gesichtern zu Kaspar herangehüpft. Er tätschelte sie, nahm das Mädlein auf den Arm, das Büblein an die Hand und trat mit ihnen scherzend auf dem Hofe in die große Stube. „Na, grüß Gott, da bin ich halt wieder einmal,“ rief er heiter den beiden Schwägerinnen zu und gab jeder eine Hand, nachdem er die kleine Urjel auf die Füßchen gestellt hatte. Er merkte es beiden an, daß er sie aus stillem Nachhängen ihrer Gedanken, dem sie sich in der Ruhe des Sonntag-Nachmittags überlassen, aufgestört hatte. Worüber Käthe gefonnen hatte, verrieth ihm ihr noch wehmüthig verschleierter Blick. Sie hatte ja auch nur die Sonntagsruhe, um an etwas anderes als die Wirkshaft, um an Hans Lautner denken zu können.

„Es ist geschiedt, daß Du gekommen bist; was schaffst?“ äußerte die auf der Ofenbank sitzende Bäuerin in ihrem etwas singenden Ton. Ihr Gesicht war noch schmaler und sorgenvoller geworden als es früher gewesen war.

„Gutes!“ antwortete Kaspar mit einer zu starken Fröhlichkeit. „Der Simon läßt grüßen, und hat er bisher nit einmal einen Nitz weggekriegt.“

Die Nachricht belebte beide. „Gott sei Lob und Dank,“ rief Frau Urjel aus voller Brust, zog die Kinder zu sich heran und sagte ihnen, daß der Vater sie grüßen lasse. „Kommt er denn bald heim und bringt mir was mit?“ fragte der Knabe.

Käthe lud ihren Vetter ein, sich zu ihr auf die Fensterbank zu setzen und zu erzählen. Er berichtete denn auch, wie er dem langen Lienhart in Rothenburg begegnet sei und was diesen dort hingeführt hätte. (Fortsetzung folgt.)

## Von japanischer Malerei.\*)

Die niedrige Lebenshaltung des japanischen Volkes macht das europäische Haus in Japan unmöglich. Ueberdies ist das japanische Wohnungsgebäude bedingt durch das häufige Auftreten heftiger Erdbeben. Mit dem Hause aber ist die japanische Kunst gegeben. Das Haus ist die Mutter der japanischen Kunst, der Malerei.

Das japanische Haus ist ein niedriges Gebäude von ein bis zwei Stockwerken aus leichtem Rahmwerk ohne Fundament und mit schwerem Dach, das von hölzernen, auf unbehauenen Steinen ruhenden Pfosten gestützt wird. Die Hauptträger desselben sind starke, sorgfältig an einander gefügte Balken. Das Dach liegt stumpf-winkelig auf, greift in der Regel weit über, ist bei Wohnhäusern einfach und flach, bei Tempeln und alten Burgen gegen den Rand meist wie bei chinesischen Pagoden nach oben geschweift, in den Dörfern noch meist mit Stroh, in den Städten mit Schindeln oder Ziegeln bedeckt. Das Hauptbaumaterial liefern verschiedene Kiefern und Tannen, für bessere Häuser die Kryptomerien. Parallel zu der in Abständen von etwa zwei Metern errichteten Reihe von Pfosten, auf denen das Dach ruht, läuft innen eine zweite Reihe. Der Abstand zwischen beiden ist für die Veranda bestimmt.

\*) Aus der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“.

## Kleines Feuilleton.

Das japanische Zimmer erhält seinen Charakter von den Tatami (Streu- oder Matten), mit denen die geduldeten Böden bedeckt sind. Man unterscheidet Zimmer von 4, 6, 8, 10, 12 u. Matten, deren jede ein Rechteck von 1 Meter Länge und  $\frac{1}{2}$  Meter Breite darstellt. Sie sind mit Strohgewebe oder grobem Zeug gepolstert und an den Rändern mit Zeugstreifen eingefasst. Die Zimmerhöhe beträgt durchschnittlich  $\frac{2}{3}$  bis 3 Meter. Die einzelnen Zimmer sind von einander durch verschieb- und entfernbare Wände getrennt. Es sind dies Rahmen oder Schieber von der Größe der Tatami, beiderseits mit starkem Tapetenpapier, in reichen Häusern auch mit Goldpapier überzogen; sie laufen zwischen camelirten Balken. Der zwei bis vier Fuß breite Abstand zwischen dem oberen Querbalken, welcher eine solche Schiebewand begrenzt, und der Decke ist entweder geschlossen und blau, rosafarben oder weiß überlüncht oder mit einem künstlerisch durchbrochenen, feinen Holzwerk versehen. Schöne, zusammenlegbare spanische Wände gewähren eine weitere Abtheilung der Zimmer. Unsere Fenster werden durch die Shoji vertreten. Auch dies sind Schieber, welche jedoch durch feingehobelte Holzstäbe der Länge und Breite nach in ein Reg von Rechtecken verwandelt werden. Ueber diese wird von außen stark durchscheinendes Papier gelebt. Die besten Zimmer befinden sich immer auf der Rückseite des Hauses, wo man von der Veranda hinunter in den kleinen Garten tritt. Die vielen Wasserläufe, die kleinen Weiher mit Goldfischen, Karpfen, Schildkröten, die Wasserbeden mit Salamandern, die kleinen Brücken und Stege über dem Wasser, Felsgruppen mit Zwergbäumen und Sträuchern, die wunderbar gezogenen Kiefern, Steinlaternen, kleine Fächerpalmen und Blumen, Japans Blumen: diese kleinen, bizarren, zierlichen Gärten sprechen von einem feinen Raffinement einer alten Gartekunst. Von seiner Veranda schaut der Japaner, auf den Knien und Fersen ruhend, in seinen Riva, seinen Blumengärten. Drinnen im Zimmer hat er keine Möbel. Er braucht nur sein bronzenes Feuerbeden, das Hibachi, sein Rauchschiffchen, das Tabakomono, und ein schmelzhohes Lackschiffchen. Gewöhnlich nur in einem, dem feinsten Zimmer, das eine gemauerte Wand hat, ist der japanische Schindl zu finden. Diese feste Wand ist eine Art Kirsch. Die eine Wandhälfte bildet einen Erker, den kleine Schränke mit Schiebethüren und schwarzlackirte Kästen zur Aufnahme des Bettzeuges füllen. Von der anderen Hälfte (Zolonoma genannt) ist der Boden des Zimmers um 6 bis 10 Zentimeter Höhe und auf 60 bis 80 Zentimeter Breite erhöht und trägt meist zwei Vasen mit blühenden Zweigen. Zwischen beiden Vasen pflegte früher das Schwertrepositorium zu stehen. Die dahinter befindliche Wand ist mit einem Kalemomo (Hängebild) geziert; das ist gewöhnlich ein Tuschbild oder ein auf einem langen Rechteck aus weißer Tapete oder Seide gemalter Spruch eines chinesischen Weisen.

Die Tuschzeichnung ist die populärste Art der japanischen Malerei, die sich gleich der chinesischen aus der Kalligraphie entwickelt hat. Die Zeichen der beiden Schriftarten, des Hirafana und des Katakana, werden mit Tusche bemalt. Der Pinsel ist dem Japaner vertraut; er erkennt sichere und elegante Pinselführung und bringt seinen Tusch- und Aquarellmalern großes Verständnis entgegen. Nur ein europäisches Delgemälde liebt er nicht. Und es wird einem leicht, diese Antipathie zu begreifen. In diesen leichten, fast schwebenden und sehr zarten Zimmern würde das Delbild mit seinem Rahmen nicht wirken. Das Delbild weckt im Japaner kein Empfinden, weil er vor stummenden Fragen nach der ungewohnten Technik garnicht zur einfachen Bildillusion kommt und dem Wille auch keine „ästhetischen Hilfen“ entgegenbringt, die der Maler braucht, wie der Priester die Frömmigkeit seiner Gemeinde. Das Delgemälde ist dem Japaner auch zu schäfst. Man bringt es so leicht nicht wieder weg, wenn es einmal in seinem Rahmen würdevoll Platz genommen hat. Das Delbild paßt zu langen Gewohnheiten, zu einem Geschmack, der nicht Launen kennt und Wechsel der Stimmung, zu einem Geschmack, der die Neigung hat, sich tyrannisieren zu lassen. Es will herrschen — lange und wo möglich absolut. Aber der Japaner liebt es, heute sein Zimmer anders zu arrangieren als gestern, er will ein Bild, das von seiner Laune erzählt. Und er hat eine schnell wechselnde, bewegliche Natur. So will er ein Bild, das in zwei Minuten von der Wand genommen, zusammengerollt und in den feuergefährlichen Verschluß gebracht werden kann, daß Platz werde für ein anderes, das seiner Laune besser entspricht oder einen besuchenden Freund ehrt, ein heiteres oder aufgeregtes, ein nachdenkliches oder ein buntes. Er will sich seine Stimmung nicht vom Wille kommandieren lassen, aber er hat es gerne, daß eine neue Stimmung ein neues Bild mit sich bringt.

Das alles macht den Japaner konservativ-national, gerade in Dingen der Malerei. Mancher junge Japaner, der von Paris die neue Vorkraft der Delmalerei nach Hause bringt, erfährt hier das große Malerleid, blinden Augen zu predigen. Oft dauert es nicht lange und er wird Japaner bis zum Chinesenthum; er erniedrigt dann Europa und ruft: Die europäische Malerei kommt aus der Finsternis, sie ist nur eine brünstige Sehnsucht nach Licht und Farbe, die japanische erfüllt das Evangelium der sonnigen Heiterkeit — in einfachen Linien. Seien wir Korin, aber nicht Rembrandt!

Edle und unedle Renegaten stärken so das natürlich begründete Beharren in nationalen Traditionen, die noch immer heute unter den japanischen Malern herrschen, bei den geistlosen Kopisten und bei den selbständigen Künstler-Individualitäten. —

Adolf Gäutler.

—1— Spätsommer. Jene weißen, feinen Spinnfäden fliegen langsam durch die Luft, die im Wald und „Altweiberommer“ genannt werden. Hin und wieder ein kurzer Lichtblick der Sonne, sonst nur ein feiner, rieselnder Regen. Der Wind jagt die grauen Wolkenseken muthwillig am Himmel dahin.

In den Parkanlagen liegen bald die ersten, gelben Blätter an der Erde. Das noch vor kurzem saftige Grün des Grases macht einem trodenen Gelbbraun Platz, und wenn der Wind durch das Astwerk der alten Kastanien fährt, schüttelt er die flüchtigen, grünen Früchte herunter, deren brauner Kern das beliebte, billige Spielzeug der Jugend bildet.

Mit eintönigem Geräusch streichen die Antennen der Fegeweiber über Wege und Rasen dahin; manchmal nur raschelt das weisse Laub beim Einrassen in die großen Tragekörbe. Am Wegesrande steht eine Schaar Kinder, die der Arbeit jener Frauen zuschauen. Es sind meist Mädchen, deren Mütter oder Großmütter drüben thätig sind; sie haben den Nachmittagskaffee gebracht. Sie stehen eine neben der anderen, eine Reihe brauner oder blauer Kleider, mit blassen Gesichtchen und blonden, von der Sonne ausgebleichten Hängezöpfen.

Die Knaben tummeln sich in den anstoßenden Straßen, oder auf einer naheliegenden, ungebrauchten Baustelle. Sie lassen Papierdrachen steigen. Der Wind kommt ihnen dabei gut zu statten; nur der Regen mühte nicht sein; er zieht in die Kleidung und ist dem vom Laufen erhitzten kleinen Körper mit seiner rauhen Feuchtigkeit gefährlich. Auf dem freien Platz rennen die kleinen Gestalten mit aufgerissenen Western und windzerzausten Haaren dahin. Kerzengrade steigen die papiernen Spielzeuge in die Luft, eins immer höher als das andere; der graue verregnete Spätsommerhimmel gloyt dahinter mit seiner fahlen und gleichgiltigen Eintönigkeit.

Inzwischen haben die alten Mütterchen ihre Vesperpause angetreten. In Gruppen von drei oder vier haben sie sich auf die Eisenstäbe gesetzt, welche die Rasenumgitterung bilden, oder auch auf die zusammengefügten, weissen Wälder, oder auf die braunen Holzbänke, die sich in den Wegen der Anlage befinden. Die kleinen Mädchen stehen vor ihnen. Ueber ihrem Kaffeetopf, in den sie fleißig die Semmeln eintauchen, sthen die Alten vornüber gebeugt. Von der Seite aus sieht man ihre Gesichter gar nicht, denn die blauen Kopftücher, die bei jedem Neigen des Kopfes immer hin und her wippen, bedecken sie ganz. —

— Ein Schwabenstreich. Aus Stuttgart erhält die „Frankf. Ztg.“ folgende Zuschrift: In unserer guten Residenz- und Landeshauptstadt weiß man den Vorzug der einheitlichen mitteleuropäischen Zeit nur bebüngen zu schätzen. Man schwärmt hier weder für die „Nichtigkeit“ noch für die „Fügigkeit“ des Stundenstrahls, ausgenommen, wenn der Tag der Reichstagswahlen herannaht. Im übrigen muß die öffentliche Uhr die angegebene Stunde nicht nur noch einmal um eine Terz oder Quinte tiefer wiederholen (sie also noch einmal im Sopran und Brummhals kundgeben), sondern man muß sich dieses melodischen Glodenstücks auch auf einer Wanderung von der unteren Redar- bis zur oberen Königsstraße erfreuen können. Man weiß eben sonst nicht, was die Glode geschlagen hat. Wer das nicht glaubt, der lese die folgende, am 24. August dieses Jahres in einem vielgelesenen Stuttgarter Blatte erschienene Rundmachung: „Unsere Stadtuhr. Bei der im Juni d. Js. erfolgten Reichstagswahl waren im Interesse des einheitlichen Schlusses sämtlicher Wahllokale die Schlagwerke der städtischen und Thurnuhren auf dieselbe Zeit eingestellt worden. Das Zusammenschlagen der Uhren, an dem unbegreiflicher Weise seitdem festgehalten wurde, hat sich aber als sehr unzuwidermäßig erwiesen, indem es, zumal in der Nähe mehrerer Kirchen oder bei starker Windrichtung, gar nicht möglich war, die Stundenschläge der einzelnen Uhren abzuzählen. Schon vom ersten Tage an sind darob Beschwerden laut geworden, welche dem Gemeinderath letzte Woche zu dem Beschlusse Veranlassung gaben, die Schlagwerke wieder in die frühere Reihenfolge einzustellen zu lassen. Im Laufe des gestrigen Vormittags ist dieser Beschlusse nun zur Ausführung gekommen.“ —

### Völkerrunde.

— Die Medizin der Naturvölker. Dem Museum für Völkerrunde ist von Visser eine Sammlung von Medicamenten überwiesen worden, die von den Völkern an der Loangoküste in Afrika, nördlich der Kongomündung, gebraucht werden. Nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ werden diese Medicamente der Bawili, Mahombe, Batunye wie bei den meisten Völkern der Erde gewonnen; aus allen drei Naturreichen jedoch nicht gleichmäßig, denn von den 66 Medicamenten der Visser'schen Sammlung gehören nicht weniger als 46 dem Pflanzenreich an, während 16 thierischer und nur vier mineralischer Natur sind. Die Form der pflanzlichen Medicamente ist die der Drogen; vom Wurzelstock bis hinauf zur Blüthe fehlt wohl kaum ein Pflanzentheile in diesem Arzneimittelschatz. Am stärksten vertreten sind die Früchte von Bäumen und Sträuchern, Wasser- und Landschlingpflanzen, sowie die Samen von Gräsern; daneben aber finden sich auch sehr zahlreich die verschiedensten Wurzeln, Rinden, Wurzelstücke und Zweige. Geschlossen wird dieser Theil der Loango-Pharmakopoe durch ein Baumharz, einen Pilz und eine Pfefferart. Die Mehrzahl der Medicamente ist in einfach getrocknetem und

bearbeiteten Zustande eingegangen; nur ein Theil ist pulverisirt und damit direkt gebrauchsfähig. Je nach der Art der zu behandelnden Krankheit geschieht die *Verarbeitung* äußerlich oder innerlich. Die Mehrzahl der Arzneien wird indessen beiden Methoden gerecht. Interessant ist, daß die genannten Völlerschen sowohl das *Wurmpulver*, wie auch die Rinde von *Erythrophloeum guineense* zu ihrem Arzneischatz rechnen. Jene ist das bekannte Kosmetikum, das in weiten Theilen Afrika's vorwiegend vom weiblichen Geschlecht zum Einreiben des ganzen Körpers gebraucht wird, der dadurch eine prachtvolle bordeauxrothe Farbe erhält. Diese dagegen ist das gefürchtete, nur im Westen gebrauchte Gift bei den Gottesurtheilen, die in der Literatur immer wiederkehrende *Cassarinde*, der jährlich tausende von Menschenleben zum Opfer fallen. Ferner lehrt die Sammlung, daß die Eingeborenen auch ihrerseits keineswegs gefeit sind gegen die dem Europäer so verderblichen Fieber; auch sie haben ihr Spezifikum gegen die Malaria, die Rinde des *Boombabaumes*, den *Bisser* geradezu den *Chinabaum* der dortigen Neger nennt. Nebenher besitzen diese noch ein anderes Fiebermittel in Gestalt des *Tschilatostraudes*, den sie pulverisirt dem Bade beimengen. Ein anderes *Lissalab* genanntes Mittel dient gleichzeitig gegen Fieber und Augenleiden. Nicht weniger als drei Mittel haben die Neger gegen Magenbeschwerden. Auch der Kopfschmerz scheint ihnen keineswegs fremd; gegen diesen haben sie vier Mittel: die Früchte zweier Bäume, das Holz eines Strauches und eine Grasart. Diese wird verbrannt und der Rauch zur Vertreibung der Schmerzen eingeathmet. Die Therapie der dem Eingeborenen so verderblichen Pocken besteht in Bädern, denen er die Bestandtheile dreier Sträucher hinzufügt. Ob diese Behandlungsweise von Erfolgen gekrönt wird, ist noch unbekannt. Eine Durchsicht der übrigen Pflanzenmedikamente ergibt die überraschende Thatsache, daß in dem Arzneischatz ein Heilmittel für die Erkrankung fast jedes Organs vorhanden ist. Nur gegen Zahnschmerzen hat er kein Mittel, wahrscheinlich weil er keins braucht. Er bedient sich bei der Pflege der Zähne, die bei ihm äußerst sorgfältig ist, einfacher feinfaseriger Holzstäbchen. Von einigen pflanzlichen Medicamenten nimmt er Doppelwirkung an. So gilt die Wurzel einer Schlingpflanze und die Rinde eines bestimmten Baumes als sehr gesuchte Medizin sowohl für Wunden wie auch für schwere Erkältungen. Die Rinde wird überdies auch noch gegen Schlaflosigkeit angewandt — man sieht, der Neger hat es auch im Punkte der Nerven schon weit gebracht. Ueblicherweise dient die Frucht des Baumes *Buto* sowohl zum Beruhigen von Gewittern, wie auch, innerlich genommen, gegen große seelische Erregung. Viel wirksamer aber als alle diese schönen Sachen ist die *Indie*, ein bernsteinhelles Harz (*Kopal*), das einfach gegen alle Krankheiten hilft, wozu es um so geeigneter erscheint, als es nach dem Glauben der Eingeborenen eine himmlische Gabe ist, hervorgerufen durch Einschlagen des Blitzes. Geringeres Interesse als die pflanzlichen bieten die wenigen mineralischen Medicinen. Die in den *Nayombe-Wäldern* gefundene Kreide wird innerlich und äußerlich gebraucht. Nur innerlich nehmen die Eingeborenen hingegen ein Mineral, das sie seinem Aussehen nach für eine Schuppe der Schlange halten, die „den Regenbogen macht“. Ebenso genießen sie als stärlenden Trank häufig Wasser, in das sie ein kurzes Eisenstäbchen gelegt haben. Viel mannigfaltiger im Verhältnis hierzu ist die Verwendung von thierischen Bestandtheilen in der Medizin der *Loangovöller*. Gerade hier greifen Medizin und Aberglaube innig ineinander, denn in Wirklichkeit sind die Mehrzahl der Medicinen nur Amulette, die, am Körper getragen, diesen gegen bestimmte Krankheiten schützen oder ihn davon heilen sollen. Außerlich und innerlich gebraucht werden die Körper mehrerer Ameisenarten und Kopf und Hände des *Halbaffen* *Bosso*. Diese sind als Medizin sehr gesucht, werden äußerlich als Ring getragen, aber auch innerlich genommen. Ebenso gesucht sind endlich die Eier der *Pythonschlange*, die gegen *Schleimwunden* genommen werden. —

### Aus dem Gebiete der Chemie.

2. **Neue Künste in der Nahrungsmittel-Verfälschung.** Der begabteste amerikanische Ingenieur muß an Erfindungsgeist gegen die Vielseitigkeit der Nahrungsmittel-Verfälscher zurückstehen. In dem belgischen „*Reperitorium für Pharmacie*“ wird einiges über neue derartige „*Erfindungen*“ berichtet. Ein vortrefflicher Gegenstand heißt *Piperidin* und wird als Ersatz für Pfeffer verkauft, zu welchem Zwecke er nach seiner Zusammenetzung außerordentlich befähigt erscheinen muß. Die einzige Ähnlichkeit zwischen beiden Stoffen besteht in ihrer Farbe, sonst ist in dem Surrogat überhaupt kein Pfeffer vorhanden. Es enthält vielmehr 70 pCt. Mineralstoffe und 30 pCt. eines aus dem Pflanzenreiche stammenden Stoffes, der den Chemikern noch nicht bekannt ist, aber sie wegen seiner Eigenschaften ebenfalls beunruhigt. Sehr zu empfehlen ist ein *Zimmtpulver*, das jetzt hier und da zu kaufen ist und besonders dazu empfohlen wird, um den Geschmack von gelochtem Reis und von Glühwein zu erhöhen. Wer sich solchen Zimmt selbst bereiten will, der mag sich gesagt sein lassen, daß derselbe aus 80 pCt. gestoßenem Ziegel und 20 pCt. gefärbtem Holze hergestellt wird, letzteres meist von Schiffswerften entnommen. Den Gipsel der Stühnheit erreicht vielleicht das sogenannte „*Austrakana*“, das zur Fälschung der für schwache Magen so oft verschriebenen *Fleischpulver* dient, es ist ein lösliches, krystallinisches, hellrothes Pulver und besteht aus *Vorsäure* mit *Fuchsin* gefärbt. —

### Technisches.

f. h. **Metamorphosen des Torfs.** Es ist bekannt, daß von Zeit zu Zeit in Torfgruben merkwürdig gut erhaltene Objekte organischer Natur aufgefunden wurden. Auf den Gedanken, diese konservirende Eigenschaft des Torfs praktisch zu verwerten, verfiel man jedoch erst in neuerer Zeit. Die ersten Versuche wurden mit pulverisirtem Torf angestellt, und das Resultat war ein so günstiges, daß sich mehrere Fachleute gleichzeitig mit dem Gegenstande beschäftigten. Nach langem, eifrigem Bemühen gewann man ein Erzeugniß, das als antiseptische Torfwolle bekannt ist. Diese *Wundwolle* absorbiert thatsächlich sehr begierig die *Fäulnißstoffe*, wenn sie auch Flüssigkeiten etwas schwieriger aufsaugt, als die sonst gebräuchliche *Verbandwolle*. Für die Krankenpflege im *Heere* soll dieses Produkt besonders geeignet sein, da es in dünnen Schichten gewonnen wird und deshalb leicht transportirt werden kann. Ein anderes *Torfzeugniß* ist ein *rauhes Gewebe*, welches aus den zwischen den Torfschichten liegenden *Kasern* gewonnen wird. Man verwendet dieses Produkt vielfach zu *Filz*- und *Dedenstoffen*, da die *Torffasern* allen Arten von *Insekten* schädlich sind und dieselben fernhalten oder tödten. Leute, die eine Prüfung dieses Gewebes vornahmen, waren erstaunt über die große *Halbbarkeit* des Stoffes. Ferner wurde der *Torf* zu festen *Blöden* zusammengedrückt, und diese wurden so hart, daß sie nur mit *Mühe* auf der *Drehbank* bearbeitet werden konnten. Man kann sie *poliren*, so daß sie wie altes *Eichenholz* aussehen, und dieses übertreffen sie noch an *Glanz* und *Schönheit* der *Farbe*. Eine *Pariser Firma* hat in den letzten Monaten einen „*Torf-Planell*“ in den Handel gebracht. Es ist ein sehr feines, zart abgetöntes Gewebe, das wenigstens in beträchtlicher Menge *Torf* enthält. Es soll in *hygienischer* Hinsicht dem sogenannten *Gesundheitsplanell* durchaus vorzuziehen sein. —

### Humoristisches.

— Auf einem künftigen Postamt. Neu angestellter Beamter: „Hier ist eine Postkarte ohne Ansicht, wird die auch befördert?“ —

— *Vorschlager zur Güte.* Vater: „Du warst wieder unartig, wie mir Mama erzählt hat. Sieh mal her, da ist mein Spazierstock. — Weist Du, was ich jetzt machen werde?“ — Junge: „Ich denke, einen Spaziergang, lieber Papa.“ —

— *Landchaftlicher Reiz.* Sie: „Wie entzückend hier die Natur ist! Man glaubt garnicht in der Nähe von Berlin zu sein.“ Er: „Ja, ja. Und was hätte man verdienen können, wenn man vor zehn Jahren hier *Terrain* gekauft hätte!“ —

(Luft. Bl.)

### Vermischtes vom Tage.

g. Zu den *Vorlesungen* am *Politechnikum* zu *Darmstadt* sollen, wie verlautet, im *Wintersemester* auch *Frauen* als *Hörerinnen* Zutritt haben. —

— Ein *hundert* und *fünfundvierzig* direkte *Nachkommen* hinterließ eine *110 Jahre* alte Frau, die vor einigen Tagen in *Bercheg* starb. Es leben von ihren *Nachkommen* drei *Söhne*, zwei *Töchter*, *fünfunddreißig* *Enkel*, *neunzig* *Urenkel*, *zwölf* *Ururenkel* und drei *Uruurenkel*. —

— An den *Folgen* eines *Insektenstiches* starb ein *Förster* in *Orla* bei *Bongrowitz*. —

— Aus *Aerger*, daß ihm sein *Bruder* nicht einen *Papierdrachen* leihen wollte, erhängte sich in *Solingen* ein *zehnjähriger* *Knabe*. —

— Ein *Rassenbote* in *Dortmund* wurde, als er den *Hof* einer *fremden Firma* betrat, von zwei *Hofhunden* zerfleischt. Am nächsten Tage starb er an den *Wunden*. —

— Ein *Reisender* stürzte in der Nähe von *Düsseldorf* von der *Plattform* eines *Personenwagens* und wurde *überfahren*. Er war *sofort* todt. —

— Drei  *junge Mädchen* unternahmen in *Darnstein* bei *Krems* eine *Rahnfahrt* auf der *Donau*. Sie stiegen mit einem *Floß* zusammen, fielen ins *Wasser* und ertranken. —

— Eine *wissenschaftliche Luftschiffahrt* über die *Alpen* wollen im *September* mehrere *Schweizer Gelehrte* unternehmen. Der *Ballon* wird in *Sion* (*Wallis*) aufsteigen; als *Ziel* ist die *nordöstliche Schweizergrenze* in *Aussicht* genommen. Der in *Paris* angefertigte *Ballon* hat einen *Durchmesser* von *18 Metern* und bei *vollständiger Belastung* ein *Gewicht* von *2000 Kilo*. —

— Seine *schlafende Mutter* erdroffelte in *Ugds* ein *23 Jahre* alter *Student*. —

— Im *Turiner Hauptbahnhof* stieß bei der *Einfahrt* ein *Zug* festig gegen den *Prellbock*. Der *Zugführer* und *16 Reisende* wurden *verletzt*. —

— Eine *große Feuersbrunst* wüthete in *Kostow am Don* in einer *Papierfabrik*. Der *Schaden* wird auf *200 000 Rubel* geschätzt. Ferner entstand in einer *Mehlmühle* ein *erhebliches* *Schadenfeuer*, das sich weiter ausbreitete und dem eine *Kartonfabrik* sowie mehrere *Baarenlager*, *industrielle Etablissements* und *Wohnhäuser* zum *Opfer* fielen. —

— In *Artyzew* (*Gouvernement Mohilew*) brannten *400 Häuser* nieder. *Sechs Menschen* kamen in den *Flammen* um und mehrere wurden *schwer* *verletzt*. —